

pellativ“ entgegengehalten, um nicht die Gottesferne, sondern die Gottesfreundschaft zu erhoffen. Die Betenden haben in der Regel nicht die Möglichkeit, zur Änderung ihrer Situation Gewalt einzusetzen. Darum wird die Gewalt an Gott zurückgegeben, um alles von Gott zu erhoffen und sich *ihm* ganz zu überlassen. Die Gewaltmetaphorik ist nicht als Strategie zur Lösung der Probleme zu lesen, sondern es geht um die Wiederherstellung von Gerechtigkeit. „Gewalt“ wird in den angesprochenen Psalmen als gottwidrige Störung des gemeinschaftlichen Lebens empfunden und da, wo sie von den Betenden verbalisiert wird, führt sie auch zur Erkenntnis des eigenen Gewaltpotentials bzw. zur Mittäterschaft in der strukturellen Gewalt. Das bedeutet aber, daß die Feindpsalmen gegen Leiden und Unrecht im eigenen oder im sozialen Umfeld sensibilisieren können, was letztlich theologisch in die Theodizeeproblematik hineinführt. Trotzdem wird in diesen Psalmen leidenschaftlich da an Gott festgehalten, wo alles gegen Gott zu sprechen scheint. Die Konfrontation mit Gewalt und Unrecht hat die Funktion, zur Minimierung von Gewalt und Feindschaft beizutragen. Es ist bereichernd, sich auf das Risiko dieses Lernprozesses einzulassen.

Wilhelm Schwendemann

Heidy Zimmermann, **Tora und Shira**. Untersuchungen zur Musikauffassung des rabbinischen Judentums. Publikationen der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft. Serie II Bd. 40. Verlag Peter Lang, Bern 2000. 444 Seiten.

In der 1998/99 in Basel angenommenen Dissertation wird einerseits fachspezifischen Fragen der Bibelwissenschaft und der Musikwissenschaft nachgegangen, andererseits werden Aspekte angesprochen und erhellt, die für den interkonfessionellen Dialog relevant sind. Da Dialog nur dann mit Gewinn geführt werden kann, wenn Begriffe und Denkformen der Partner bekannt sind, gebührt Studien, die der Klärung dieser Voraussetzungen dienen, die volle Aufmerksamkeit.

Die Autorin untersucht einleitend, inwieweit der in der griechisch-lateinischen Musiktheorie herausgebildete Oberbegriff „musica“ oder „Musik“ im semitischen Sprachraum eine Entsprechung hat. Seit langem ist bekannt, daß die Berufsbezeichnung „Musiker“ nur eingegrenzt benutzbar ist, da es Kulturen gibt, in denen es diese spezifizierten Tätigkeiten von Professionellen oder Semiprofessionellen nicht gab oder gibt. Ebenso wenig ist in rabbi-

nischen Texten ein Sammelbegriff „Musik“ ausfindig zu machen. Erst ab dem 10. Jahrhundert wurde ein entsprechendes Lehnwort adaptiert. Die Verabsolutierung der Musik als (wortlose) Kunst hat hier keinen Platz gefunden, denn das Denken und Sprechen von Rabbinen bezieht sich nahezu ausnahmslos auf ein Singen, das den Menschen von Gott aufgegeben worden ist als ein Handlungsmoment, das auf ihn als transzendente Wesen gerichtet ist. Ausgehend von dazu verpflichtenden Äußerungen etwa eines Midrasch, wonach der Heilige geboten haben soll, daß ihm täglich zum Lobe gesungen werde, er ansonsten seine „Welt nicht erschaffen hätte“, steht im Zentrum des Denkens der gesungene Vortrag, die klanghaltige Lesung von Texten. Zwischen Sprechen und Singen wird nicht derart unterschieden wie zwischen „dicere“ und „canere“. Zum Beleg dafür wird in dieser Studie exemplarisch die öffentliche Torakantillation – die Erfüllung der Sangespflicht in der Lesung des Pentateuchs im Synagogengottesdienst – untersucht sowie die Realisierung des Siegesliedes am Schilfmeer (Meereslied) als Prototyp eines Liedes in jüdischer Tradition betrachtet. Dabei wird detailliert das Problem des Verhältnisses von schriftlicher Offenbarung und wechselnden mündlichen Traditionen, die Rolle des nicht professionalisierten Vorlesers sowie des Chazzan ausgelotet und die Evidenz der Akzentsysteme, der masoretischen Zeichen, in den Quellen interdisziplinär untersucht. Daß letztere nicht in dem Grade Auskunft zu geben vermögen über früher geübte Praktiken, wie diese aus lateinischen Choral- oder Mensuralhandschriften zu beziehen ist, liegt auf der Hand, zumal die Akzente als ein flexibles Zeichensystem zu lesen sind. Die Autorin vergleicht die den Texten mitgegebenen Artikulationsmerkmale auch mit der Koranrezitation, die der jüdischen Bibelkantillation in einigen Hinsichten nahe ist. An ausgewählten Texten, die ins Deutsche übersetzt sind, wird exemplifiziert, wie etwa die Lesung der Tora im Wechselspiel von Sprechen und Singen vorzustellen sei. Das Meereslied wird interpretiert als ein Knotenpunkt, der „Lied und Gesang“ repräsentiert (347). Dieser Gesang hat seit langem das Interesse auch von Musikhistorikern auf sich gezogen, da in Ex 15,1-21 Andeutungen von tänzerischem Handeln und der Benutzung der Handpauke enthalten sind. Zu letzterem Aspekt sei ergänzend auf Joachim Braun, *Die Musikkultur Altisraels/Palästinas* (Freiburg Schweiz 1999, 103 ff.) hingewiesen (vgl. FrRu 8[2001]129-130). Mit Akribie werden philologische Fragestellungen entwickelt und Ergebnisse vermittelt, die Einblick gewähren in synagogale Praktiken von einst und jetzt.

Walter Salmen